

Kreuzweg

Autor(en): **Georgi, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **35 (1931-1932)**

Heft 9

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665940>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lens erstand in ihm eine gewisse kämpferische Haltung, eine Abwehrstellung, die sich erfahrungsgemäß gegen alle Menschen, später sogar ungewollt und unbewußt gegen die eigenen Kinder richten kann.

Emils Klassenlehrer hält von dieser Erziehungsweise, die nur an der Oberfläche operiert und von falschen Voraussetzungen ausgeht, nicht viel. Sicher wollte er dem Vater nicht

sagen, was er im Stillen dachte: Allzu große Strenge ist pädagogische Stümperei. Der Lückliche auf allen Gebieten erzielt mit möglichst wenig Aufwand möglichst große Wirkungen. Diese Tatsache soll sich auch der Pädagoge zunutze machen, wenn er „Strenge“ als Erziehungsmittel benutzt, daß man ihm nicht sagen muß: „Weniger wäre mehr“ gewesen.

Lebensliedchen.

Kind, lerne gehen,
Das Köpfschen drehen
Immer mit staunend schauenden Augen!
Alles, was heut' ihnen neu und schön,
Später wird's taugen!

Jüngling, lern' leben,
Nach Höchstem streben,
Wissens- und Weisheitsgüter erringen!
Über dein Glöcklein Schönheitsklang
Laß nicht verklingen!

Mann, lerne stehen
Im Sturmeswehen,
Harter Schild gegen Feindeshiebe!
Bleib' dabei blank, daß dich umrank'
Efeu der Liebe!

Greis, lerne lauschen!
Der Ewigkeit Rauschen
Hat allen Mißklang des Lebens vertrieben.
Lächle! Dein Glöcklein Schönheit erklingt
Lieblich von drüben!

Hugo Salus.

Kreuzweg.

Novelle von Stephan Georgi.

„Also, Kinder, dann haltet das Haus in Ordnung, bringt nicht etwa Wirrwar in Bücher und Sammlungen, und sorgt dafür, daß ich bei meiner Rückkehr alles in bester Form finde. Sie, lieber Vorbach, vergessen wohl nicht, sich wegen der Korrektur mit dem Verleger in Verbindung zu setzen. Sie sind ja firm genug in unserem Fache, um das allein erledigen zu können. Ich verlasse mich auf Sie. Und Sie, Fräulein Maria, haben das Oberkommando über das Haus; lassen Sie sich von der Küchenfee und dem alten Berthold nicht auf der Nase herumtanzen. Achten Sie darauf, daß niemand den Sammlungen zuzuhilfen kommt und klassifizieren Sie die aus Melbourne eingehenden Steine, Pflanzen und Käfer ein. Dabei können Sie übrigens helfen, Vorbach, wenn es zu viel und kompliziert werden sollte. So, dann also: Auf Wiedersehen!“

Dr. Heusler, der geschätzte Naturforscher, der sich auf den Gebieten der Geologie und Botanik bereits bedeutende Verdienste erworben hatte, warf seinen Rodenmantel über den Arm, drückte seinem jungen Kollegen die Hand und klopfte ihm noch einmal auf die Schulter. „Die nächste Reise machen Sie, mein Lieber; dann bleibe ich zu Hause, vielleicht für immer.“

Dann reichte er dem jungen Mädchen die Hand, das mit hellen Augen und gesund geröteten Wangen da stand und wartend seinen kleinen Handkoffer hielt. Sie fühlte den kurzen, sprechenden Druck seiner Hand, sah in seine gutmütigen Augen und lächelte ihm zu.

Dr. Heuslers hohe, breitschultrige Gestalt zwängte sich in das Abteil, noch einmal nickte sein ferniges Gesicht zum Fenster hinaus; die Lokomotive piff, der Zug fuhr ab.

Nordwärts ging Dr. Heuslers Reise; hinauf nach Dänemark, und von dort weiter nach Island, der weltfernen, einsam an der Grenze des Eismerees liegenden Insel.

Die beiden Zurückgebliebenen gingen langsam zur Bahnhofshalle hinaus. „Nun wird es öd und langweilig werden,“ klagte das Mädchen, „denn für wen soll ich nun sorgen? Ich habe mich immer so sehr darüber gefreut, ihn verwöhnen zu können.“

„Das haben Sie allerdings gründlich getan,“ erwiderte Herbert Vorbach lächelnd. „Überhaupt, ich kann mich nicht genug wundern, wie Sie es fertig gebracht haben, diesen Krachbesen, denn das war er trotz seiner Gutmütigkeit früher größtenteils wirklich, so umzuwandeln. Nun ja, ein braver, famoser Kerl bleibt er dennoch;

man könnte Pferde stehlen gehen mit ihm — wenn ihm nicht das Kleintierzeug lieber wäre.“

Maria Köfener sah in das frische, leicht gebräunte Gesicht ihres Begleiters. Es sprach bei seinen Worten eine offene, ehrliche Freundschaft für den älteren Kollegen daraus. Sie nickte.

Nach einer Weile fuhr er fort. „Sie werden viel zu tun haben, Fräulein Köfener, denn Sie müssen doch jetzt einen Teil seiner sonstigen Arbeiten miterledigen. Fühlen Sie sich dieser immerhin vielseitigen Aufgabe gewachsen?“

„O doch, ich bin recht gut eingearbeitet, und im übrigen haben Sie den dringlichen Auftrag, mir zu helfen, wenn ich mich nicht mehr zurechtfinden sollte. Da ich dabei Gelegenheit habe, meine Kenntnisse zu bereichern, macht es mir überaus viel Vergnügen, obwohl ich mit diesem Wissen eigentlich nicht viel anfangen kann. Aber es ist trotzdem immer ein befriedigendes Bewußtsein, etwas zu wissen, was nicht jeder weiß.“

„Ja,“ sagte Vorbach, „wenn man das aus Vergnügen tun kann, dann bleibt schließlich auch die ausgiebigste Arbeit noch ein — Vergnügen. Aber ich, als Berufsgeologe, muß mich notgedrungen in den Dienst allgemeiner materieller Interessen stellen. Sogar in den Dienst der Industrie. Für morgen bin ich schon wieder zur Besichtigung und Untersuchung eines Kohlenbergwerks abkommandiert. Du lieber Gott, da waren freilich die Monate droben in Grönland und Island, die ich damals mit einer Forschungsexpedition erlebt habe, interessanter.“

„Brrr, die Kälte da oben!“ schüttelte sich das Mädchen.

Vorbach lachte. „Auf Island ist das gar nicht so schlimm. Der dort vorüberfließende warme Golfstrom hält die Kälte genügend ab und bewirkt ein verhältnismäßig mildes Klima.“

„Oh, Sie müssen mir mehr von Island erzählen!“

„Gelegentlich recht gern.“

Sie waren allmählich an der Villa Dr. Heuslers angekommen, und Vorbach verabschiedete sich. Ohne Eile, den Hut in der Hand tragend, seinen Gedanken nachhängend, ging er weiter.

Maria Köfener waltete im Hause zur allgemeinen Zufriedenheit. Mit Brigitte, der dienstbereiten Köchin, kam sie, wie zuvor schon, vortrefflich aus; desgleichen mit dem alten Ber-

thold, der den Garten und das Gewächshaus pflegte und sich mit Vorliebe bei den Aquarien und Terrarien aufhielt, deren Pflege ihm übertragen war.

Endlich kamen Briefe aus Island, aus Reykjavik, und Maria las sie mit stiller Freude.

Von Zeit zu Zeit fand sich auch Vorbach ein. Anfangs eigentlich nur, wenn er gerufen wurde, dann öfter, denn zu tun gab es für ihn immer etwas. Die Korrektur des Heuslerschen wissenschaftlichen Werkes war erledigt; der Verleger gedachte das Buch schon in der nächsten Zeit auf den Markt zu werfen. Auch die Sendung aus Melbourne war inzwischen eingetroffen. Da mußte er beim Klassifizieren helfen, denn Maria stand den vielen seltsamen Naturraritäten mitunter noch recht hilflos gegenüber. Er ließ sich Zeit damit. Und so arbeiteten die beiden oft Tag nach Tag in dem kleinen Privatmuseum, plauderten dabei und mutmaßten, wo ihr gemeinsamer Freund im Augenblick wohl mit Hammer und Lupe herumfraxeln möge, dort drüben auf der fernen Insel.

„Er wird uns das ganze wertvolle isländische Moos zertreten,“ scherzte das Mädchen; aber Vorbach lachte: „Keine Gefahr, das berühmte isländische Moos hat nämlich die Eigenschaft, aus Dänemark und Norwegen zu stammen.“

Des öfteren ließ Maria Tee heraufbringen. Dann saßen sie beide behaglich in der Bibliotheksecke, und Vorbach erzählte auf des Mädchens Drängen von seiner damaligen Teilnahme an der Grönlandexpedition. Hauptfächlich aber wollte Maria etwas über Island wissen.

Und so schilderte er ihr diese kleine Welt herbkräftiger Naturromantik, dieses Land der Mitternachtssonne, das baumlos, öd und zerklüftet daliegt, von den wütendsten Stürmen heimgesucht wird und an dessen Nordküste bereits die Mengen des Packeises heranreichen. Von ewig vergletscherten, massigen Bergen herab ergießt sich das Tauwasser in gewaltigen Sturzbächen zu Tal, sich hemmungslos den Weg durch schroffe Felsen, Basaltmauern und starre Lavamassen bahrend. Tausende von mächtig-schönen Wasserfällen donnern in den Klüften, und darunter gärt das verhaltene Drohen der Vulkane. Aus kahlen Tälern steigt der Dampf der Schwefelquellen, und aus Hügeln hervor sprudeln, von heißem Dampf umgeben, die Springquellen, die Island zu einem Lande der Weltwunder

machen. Sonst aber atmet das Land eine fast drückende Ruhe aus. Endlos sind die Nächte des langen Winters, zu dessen Anfangszeit sich die überwältigendsten Erscheinungen des Polarlichtes ausbreiten. kaum endend sind die Tage im Sommer, wo die fast gar nicht untergehende Sonne die kleine Inselwelt stundenlang in ein märchenhaftes Abendrot hüllt. Ein Land, wildromantisch, und doch voll herber Wirklichkeit.

Borbach schwieg eine Weile. Sein Blick senkte sich auf das Mädchen, das sinnend vor sich hinblickte. Er sah das ebenmäßige Profil ihres feingeschnittenen Gesichtes, das den frischreifen Widerschein ihrer fünfundzwanzig Jahre spiegelte. Und plötzlich, innerhalb dieses einen Augenblicks, da seine Gedanken halb noch fern an der Grenze der Arktis weilten, mußte er, wurde ihm klar, daß es nicht die kleinen Arbeiten waren, die ihn immer wieder in dieses Haus gezogen hatten, sondern das Gesicht dort, die blauen, lebensvollen Augen, die so viel reine, ehrliche Menschlichkeit enthielten; dieses Mädchen, das mit so selbstloser Hintanzetzung aller persönlichen Wünsche, mit mutiger Lebensfreudigkeit ihren Wirkungskreis ausfüllte.

Selbst betroffen von seiner plötzlichen Entdeckung, sah er verwirrt vor sich hin und versuchte zu denken; aber es wollte ihm nicht gelingen, einen klaren, klärenden Gedanken zu fassen.

Dann, als er aufsaß, begegnete er den Augen Marias. Sie senkte jäh den Kopf und wandte sich ab. Aber der kurze aufgefangene Blick saß in ihm, verursachte ein wirres Klopfen in seiner Brust.

Dann ging er. Die beiden sahen sich kaum an, als sie sich die Hände reichten.

Ein paar Tage kam Borbach nicht. Er wollte erst mit sich ins reine kommen, wollte sich prüfen; aber von Tag zu Tag fühlte er mehr, daß es ihn unwiderstehlich dorthin trieb, wo Maria war. Er sehnte sich danach, bei ihr zu sein, ihr die kleine, weiche Hand zu drücken, in ihre Augen zu schauen.

Er ging hin. Sie arbeiteten zusammen, plauderten auch, aber es war doch etwas zwischen ihnen, das ihnen den früheren unbefangenen Ton nahm.

Er fand immer neue Arbeiten, die erledigt werden mußten und kam jeden Tag. Und manchmal wollte es ihm scheinen, als läge ein leichtes Rot um Marias Augen.

Einige Wochen gingen so dahin. Noch einmal versuchte er, fortzubleiben, aber es gelang ihm nicht. Als er wiederkam und ihre geröteten Augen sah, trat er zu ihr und nahm ihre Hände.

„Maria, Sie weinen?“

Sie sah ihn an; lange, mit großen, festen Augen, aus denen die Wahrheit sprach.

Da jubelte er auf: „Maria! Du...“

„Ja,“ sagte sie. Es war ein festes, bewußtes Ja. Jedoch dann senkte sie das Haupt. „Aber es kann und darf nicht sein.“

Borbach sah das Mädchen erschreckt fragend an; doch gleich darauf riß er sie lachend in seine Arme.

Hastig befreite sie sich. „Nicht! Es darf nicht sein. Hören Sie mich an, Borbach.“

Sie setzte sich mit heißem Gesicht, und er nahm neben ihr Platz. Eine Weile dauerte es, bis sie sich beruhigt hatte. Dann erzählte sie leise, stotternd.

Sie war eine Waise; ihre Eltern waren weitläufig mit Dr. Heusler verwandt. Draußen, auf dem Lande, hatte sie in stiller, zufriedener Kindheit gelebt. Ihr Vater war ein angesehenen Geschäftsmann, aber in den letzten Jahren war das verwegene Spekulieren wie eine Krankheit über ihn gekommen. Und so war auch das weitere gekommen, wie es schließlich einmal kommen mußte. Er hatte sich ruiniert und eines Tages, ohne an seine kränkliche Frau und sein Kind zu denken, den Revolver genommen und die beiden in Armut zurückgelassen. Kümmerlich ging es eine Zeitlang. Doch die Ereignisse waren zu viel für die schwache Gesundheit der Mutter. kaum ein halbes Jahr später starb auch sie. Da hatte sich nun, als er davon hörte, Dr. Heusler des von allen Mitteln entblößten, alleinstehenden Mädchens angenommen. Nun lebte sie seit beinahe zwei Jahren in seinem Hause und — so war auch der Tag gekommen, da er, der fast doppelt so alte, sie bei der Hand genommen und, leise über ihr Haar streichend, mit ihr gesprochen hatte.

Sie verdankte ihm alles, was sie war und besaß; er hatte sie davor bewahrt, im Chaos des Lebens unterzugehen. Sie war ihm Dankbarkeit, große Dankbarkeit schuldig. Konnte sie nun „nein“ sagen? Sie hatte „ja“ gesagt. Warum auch nicht? Sie kannte ja keinen Menschen auf der Welt, den sie lieber hatte, als ihn. Und so war sie nun, zwar noch nicht vor der Öffent-

lichkeit, aber insgeheim mit Dr. Heusler verlobt.

Sie schwieg. Eine verirrte Biene schlug pochend gegen die Fensterscheiben. Vorbach stand auf, reichte dem Mädchen stumm die Hand und ging. Vernahm er nicht leise das Wort „Herbert“ hinter sich? Aber er wandte sich nicht um. Dr. Heusler war nicht nur sein Kollege, er war auch sein Freund.

Er kam nicht mehr. Maria Köfener zwang sich zur Ruhe; sie schalt sich, um alles andere zu betäuben, undankbar gegen Heusler und seiner geraden, aufrichtigen Liebe nicht wert, schuf so eine künstliche Mauer der Pflicht und des Mühsens, um gegen alles andere gefeit zu sein, das sie immer wieder übermannen wollte.

Zwei unruhige, quälende Monate waren es noch. Sie war sich darüber klar geworden, daß sie Heuslers Hilfsbereitschaft und Liebe nicht mit Undank und Enttäuschung belohnen durfte.

Dann kam er zurück aus Island.

Frisch und gesund mit seinem kernigen, markigen Gesicht. Er lobte Maria über die vorzügliche Ordnung, die sie überall gehalten hatte und machte sich alsbald daran, seine mitgebrachten Schätze auszukramen.

Nach Vorbach fragte er. Ob er vielleicht verreist sei, denn er war nicht einmal an der Bahn gewesen.

Maria mußte nun ihren Weg; sie wollte ihrem Manne nichts verheimlichen, nichts mit in die Ehe nehmen, das ihr später vielleicht einmal hätte als Vorwurf entgegengehalten werden können.

„Vorbach kommt nicht mehr,“ sagte sie leise, aber fest. Und dann erzählte sie, was gekommen war; einfach, nichts beschönigend, so wie es

war. Aus ihren Worten war klar zu hören: Ich liebe den anderen, aber ich habe dir mein Versprechen gegeben und werde es halten.

Heuslers Gesicht war blutleer geworden. Er stand auf. Sie sah seine fest aufeinander gepreßten Lippen, seine sich unwillkürlich ballenden Hände. Da flog sie ihm angstvoll um den Hals. „Tu ihm nichts! Er mußte ja nicht, daß ich dir gehöre.“

Er sah auf sie nieder. Ihr angstvolles Gesicht flehte zu ihm auf. Da ging er unablässig mit auf den Rücken gelegten Händen im Zimmer auf und ab. Tu ihm nichts! Tu ihm nichts! hörte er immer noch. Und endlich legte sich ein ganz dünnes Lächeln um seine Lippen, ein Lächeln, bei dem die Mundwinkel um einiges herabgezogen waren. Nein, eine Frau heiraten, die so für einen anderen hat, das wäre ein Verbrechen, ein von Grund auf vernichtetes Leben für beide Teile. Aus Dankbarkeit wollte sie ihn, den bald Fünfzigjährigen, der sich blind vermaß... Nein, er wollte den Tag nicht kennen lernen, an dem sie ihn hassen lernte.

Er machte es kurz. Der alte Berthold mußte auf der Stelle zu Vorbach gehen und ihn herbringen.

Eine Weile standen sich die beiden Männer gegenüber. Dann legte Heusler, die Unterlippe ein wenig vorgeschoben, die Hand auf die Schulter des Jüngeren. „Wenn mir jemals von Ihrer Frau dort Klagen über Sie zu Ohren kommen, fehr ich sofort zurück und drehe Ihnen das Gesicht um.“

Kurze Zeit später bestieg Dr. Heusler wieder das Schiff und fuhr hinaus, um der Wissenschaft zu dienen.

Anekdote.

Schikaneder, Mozarts Textdichter der „Zauberflöte“, schnappte nach dem großen Erfolge, den die Oper bei ihrer Erstaufführung am 30. September 1791 auf seiner Bühne im Freihaus zu Wien errang, über. Als ihm ein Freund nach der Vorstellung zu dem außerge-

wöhnlichen Erfolge dieses musikalischen Meisterwerks gratulierte, meinte Schikaneder herablassend: „Ja, ja, die Oper hat gefallen, aber sie würde noch viel mehr gefallen haben, wenn mir der Mozart nicht so viel daran verpfuscht hätte!“

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Rütlistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!)  Unberlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werber & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.

Insertionspreise für Schweiz. Anzeigen: 1/4 Seite Fr. 180.—, 1/2 Seite Fr. 90.—, 1/4 Seite Fr. 45.—, 1/8 Seite Fr. 22.50, 1/16 Seite Fr. 11.25 für ausländ. Ursprungs: 1/4 Seite Fr. 200.—, 1/2 Seite Fr. 100.—, 1/4 Seite Fr. 50.—, 1/8 Seite Fr. 25.—, 1/16 Seite Fr. 12.50

Wichtige Anzeigenannahme: Aktiengesellschaft der Unternehmungen Rudolf Mosse, Zürich, Basel, Bern und Agenturen.